

Ugo Riccarelli

Der vollkommene Schmerz

Roman

Übersetzt aus dem Italienischen von Karin Krieger

ISBN-10: 3-552-05387-5

ISBN-13: 978-3-552-05387-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05387-8>
sowie im Buchhandel

Die Witwe Bartoli war eine anmutige Frau um die Dreißig. Sie lebte allein, seit ihr Mann als Bauleiter bei den Arbeiten am Viadukt unten in Padule ums Leben gekommen war: Die Räder einer Lokomotive hatten seinen Mantel erfaßt und den Mann zermalmt, als er während eines Gewitters das Fassungsvermögen eines Abflusses kontrollierte. Sie hatte das Haus mit den sechs Zimmern behalten, wo sie mit ihrem achtjährigen Sohn Bartolo im Schmerz über diesen jähen, entsetzlichen Tod und in fortwährender Angst vor jedwedem Transportmittel lebte, das Räder hatte. Insbesondere vor der Eisenbahn. Zu der Zeit, als der Bauer den Maestro an ihrer Tür absetzte, wohnten zwei Vorarbeiter von der Gesellschaft, die den Bahnhof baute, als Pensionsgäste in dem kleinen Steinhaus an der Stadtmauer. Das dritte Zimmer bezog der Neuankömmling – eine Unterkunft, die ihm sofort gefiel. Der Raum war nicht groß, doch schlicht und geschmackvoll eingerichtet. Ein schmales Bett, ein Nachttisch, ein Schrank aus Kirschholz, an der Wand ein Tisch. Nachdem er den Koffer mit den Kleidungsstücken im Nu geleert hatte, räumte er seine vielen Bücher sorgsam in die verbleibenden leeren Schrankfächer. Das Haus lag auf dem Berg, so daß er von seinem Fenster aus beinahe die ganze Ebene mit den voranrückenden Eisenbahngleisen, mit den im Bau befindlichen Häusern, mit Feldern und Straßen überblicken konnte. Die Witwe war eine taktvolle, ordentliche und pünktliche Frau. Sie einigten sich auf einen annehmbaren Preis für das Zimmer, für das Frühstück und für das Abendessen, das sie alle gemeinsam – die drei Pensionsgäste, die Hausherrin und der kleine Bartolo – in der großen Küche einnahmen. Gleich nach dem Abendbrot schauten die Vorarbeiter auf einen Sprung in der Schenke vorbei, aus der sie nicht allzuspät zum Schlafen heimkehrten, während der Maestro für gewöhnlich nicht ausging, sondern im Zimmer bei seinen Büchern blieb und bei dem Packen von Blättern mit dichtgedrängter Schrift. Die neue Arbeit und die dreißig Kinder in der Schule nahmen ihn sehr in Anspruch, und wenn er sich nicht für die Unterrichtsstunden vorbereitete oder Hausaufgaben korrigierte, verwandte er seine freie Zeit auf die Lektüre von Büchern und auf Texte, an denen er bis in die tiefe Nacht hinein schrieb. Sonntags unternahm er – statt wie alle anderen zur Messe zu gehen – einsame Spaziergänge an den Eisenbahnschienen entlang, in der einen Hand ein Buch, in der anderen eine

Toscano-Zigarre. Diese zurückhaltende Art beeindruckte die Witwe Bartoli und weckte wohl auch ihre Neugier. Auf jeden Fall fand sie sein Verhalten sonderbar. Hin und wieder versuchte sie zaghaft, ein wenig vorzufühlen, und erkundigte sich diskret, ob der Maestro etwas brauche und ob alles in Ordnung sei, zu Hause und in der Schule, doch sie erhielt immer nur höflich beschwichtigende Antworten. Warum lag einem so ansehnlichen, gebildeten und freundlichen jungen Mann so sehr daran, abseits zu stehen? Nun ja, Colle Alto war nicht gerade der Nabel der Welt, aber es hatte doch einige gute Wirtshäuser und unten im Rathaus einen Saal, in dem jede Woche eine Kapelle zum Tanz aufspielte. Außerdem hatte diese verfluchte Eisenbahn die große Stadt viel näher herangerückt und damit auch die Vergnügungen und Amusements, auf die ein gesunder junger Mann doch nicht verzichten würde. So begann die Witwe, ohne es recht zu merken, tagtäglich über das Leben des Maestros nachzudenken, eine Gewohnheit, die, wie ein steter Tropfen in einen Felsen, eine kleine Höhlung in ihre Einsamkeit grub. Denn obwohl sie mehr als ausgelastet war von ihren Pflichten als Mutter und als Pensionswirtin dreier Gäste, war ihr Leben doch seit dem Tod ihres Mannes von Einsamkeit geprägt. Fosco Bartoli hatte nie viele Worte verloren. Obwohl eher praktisch veranlagt und von etwas düsterer Wesensart, war der tüchtige Arbeiter doch immer ein treuer und geduldiger Ehemann gewesen. Vor allem war er ein guter Zuhörer gewesen, und stets hatte er in den Jahren, die er mit seiner Frau unter einem Dach gelebt hatte, einen Moment der Aufmerksamkeit für sie gefunden, einen verschwörerischen Blick, ein noch so kleines Zeichen der Verständigung, das ihr genügte, um sich als Teil von etwas Starkem zu fühlen, gerade genug, um den Mühen eines bescheidenen Daseins gewachsen zu sein. Zudem hatte sie lernen müssen, mit einem so großen Schmerz wie dem Verlust ihrer ersten Tochter zu leben, die an einem Darmverschluß im Säuglingsalter gestorben war. Seit dem verfluchten Tag, an dem die Leute gekommen waren, um sie im Laufschrift hinunter zum Viadukt zu bringen, zu ihrem vom Eisen der Lokomotive zu Tode gequetschten Mann, hatte sie bei nichts und niemandem mehr etwas gefunden, was ihr auch nur ein wenig von dem Gefühl zurückgegeben hätte, im Vollbesitz ihrer Kräfte zu sein. Die Monate waren ins Land gegangen, und sie mühte sich, ein bedauernswertes Kind

großzuziehen, das von seinem Vater nur eine ferne Erinnerung bewahren würde; sie füllte die Stunden damit, zu putzen, das Haus in Ordnung zu halten und sich um die Pensionsgäste zu kümmern, und so verflog die Zeit, so verflogen die Tage in der Wiederholung der immer gleichen Pflichten und verloren sich am graublauen Horizont des Padule. Doch nachts, wenn die beiden Vorarbeiter sich zurückgezogen hatten und der kleine Bartolo längst in seine Träume eingetaucht war, senkte sich im Haus die Stille nieder, und die Last der Einsamkeit brach über die Witwe herein. Dann lag sie lange mit offenen Augen in der Dunkelheit, horchte auf diese Stille und dachte weniger an ihr vergangenes Leben als vielmehr an das, welches sie gemeinsam mit ihrem Mann hätte führen können, und dieser Gedanke war zum Gefährten ihrer Nächte geworden, zum einzigen Zeugen eines feinen Schmerzes, der ihr die Ruhe verwehrte oder, zuweilen, zum einzigen Schlaftrunk wurde, der sie sanft in den Schlummer führte. Um so größer war ihre Verwunderung, als sie sich eines Nachts dabei ertappte, daß sie über das Leben des Maestros nachdachte, versunken in dem Verlangen, mehr über ihn, seine eigenbrötlerischen Gewohnheiten und seine langen, einsamen Spaziergänge in Erfahrung zu bringen. Sie erschrak geradezu vor der Erkenntnis, daß diese Gedanken sie bereits seit vielen Nächten durch die Zimmer des Hauses oder den Abhang hinunter zum Padule begleiteten, wo sie den Maestro nicht länger allein spazierengehen sah, sondern in ihrer Gesellschaft, und er las ihr aus einem Buch vor und erzählte von seiner Arbeit. Das wurde ihr nun bewußt. Ihr Herz tat einen Sprung, und sie drehte sich abrupt zwischen den Bettüchern um, als wollte sie diesen Gedanken von sich weisen, ihn in dem bleiernen Schuldgefühl ersticken, das sie bereits in sich aufsteigen spürte, als hätte sie ihren Mann betrogen und er hätte sie überrascht, als sie etwas Unschickliches mit einem anderen trieb. In ihrem Haus. In ihren Gedanken. Doch obgleich sie den Schlaf suchte und sich bei dieser Suche zwang, zu ihrer alten Gewohnheit zurückzukehren und sich Fosco Bartoli und ein Leben an seiner Seite vorzustellen, veränderte sich in diesen Träumen die stattliche Gestalt ihres Ehemanns allmählich, so daß sein Gesicht schließlich die jungen, liebenswürdigen Züge des Maestros annahm, und diese Züge lösten sich manchmal sogar auf, wurden noch weicher, und gemeinsam mit ihr glitt der Pensionsgast in die Wohltat eines warmen, erquickenden

Schlafs, in dem er es nicht selten wagte, ihr einen komplizenhaften Blick zuzuwerfen, ähnlich dem, mit dem der Verstorbene sie stets hatte beruhigen können. Leben und träumen, mit einem Bild verschmelzen, indem man sich langsam einem Gesicht nähert. Die Hand zu einem Gruß erheben, der eine ins Dunkel phantasierte Hoffnung ist. Leben und träumen ist manchmal ein und dasselbe, und so überdeckte die Witwe, fast ohne es zu merken, die zärtliche Erinnerung an einen Ehemann, den sie nicht mehr hatte, mit dem nunmehr vertrauten Gesicht des Maestros, mit seinen großen Händen und mit seinen sympathischen Gesten. Sogar mit seinem Geruch, vermischt mit dem nach Zigarre, nach Tinte und nach dem Papier, das sich in dem kleinen Mietzimmer stapelte. Der stete Tropfen ihrer Gedanken hatte eine Höhlung gegraben, und sie füllte sie sogleich mit ihrer Liebe, mit einer neuen Freundlichkeit, einem Strahlen und einem Licht, die sie aufblühen ließen. Den Mietern des Hauses blieb dieser Frühling nicht verborgen, dieses elektrische Knistern, das selbst den kleinen Bartolo ansteckte und ihn zu dem lebhaften, fröhlichen Kind werden ließ, das er von nun an sein würde. Sogar der Maestro stutzte angesichts dieser Liebesbekundung voller Lebenskraft und fand, obgleich die brenzlige Situation ihn in Verlegenheit brachte, eines Sonntagnachmittags den Mut, die Witwe einzuladen, sich ihm auf seinem Spaziergang entlang der Eisenbahntrasse anzuschließen. Er, ein erwachsener Mann mit Bart, Weste und einer schönen schwarzen Schleife auf dem blitzsauberen Hemd, trug ihr seine Einladung fast im Flüsterton vor, während er die Krempe seines Hutes malträtierte, den er respektvoll abgenommen hatte. Die Witwe willigte lächelnd und mit einer so großen Natürlichkeit ein, daß dem Maestro seine Scheu übertrieben vorkam und er ihr, sobald sie das Haus verlassen hatten, mit der gleichen Natürlichkeit den Arm bot, während er Bartolo die andere Hand reichte, damit der Junge an seiner Seite blieb. Und wirklich erschien der stille Gang dieser drei Menschen auf dem kurzen Weg von der Stadtmauer hinunter zu den Feldern und noch weiter hinab bis zur Eisenbahntrasse den trägen Blicken der wenigen Einwohner von Colle, die vor ihren Türen die milde Wärme eines zeitigen Frühlings genossen, wie die selbstverständlichste Sache der Welt. Umgeben vom Zauberschein einer in vielen einsamen Nächten gezügelten Liebe, beschwichtigte das Glück, das die Witwe Bartoli nach allen

Seiten ausstrahlte, unversehens jede mögliche Entrüstung oder Klatscherei über die Verbindung zwischen dem jungen Maestro und einer um einiges älteren Frau, die noch Trauer trug. Vielleicht war es Zauberei, vielleicht auch eine plötzliche Anwandlung von gesundem Menschenverstand, was da über Colle hereinbrach, doch von dem Moment an, da sich die neue Liebe mit diesem Spaziergang offenbarte, wurde sie ohne jedes Befremden und wie die Bekundung einer natürlichen und sogar althergebrachten Verbindung aufgenommen. Die einzige Angewohnheit, die sich das Städtchen gestattete und niemals aufgab, bestand darin, diese Frau auch weiterhin »Witwe Bartoli« zu nennen, obwohl sie nun offiziell mit dem Leben des Maestros verbunden war. Zwar war für den Maestro auch die Reise von der kampanischen Küste nach Colle lang und beschwerlich gewesen, doch viel schlimmer war für ihn die Trennung von den Orten, an denen er geboren und aufgewachsen war und wo seine Familie lebte. Obgleich er seinen Weggang aus der Heimat, weit fort zu einer neuen Arbeit und in eine neue Welt, als eine Mission betrachtete, legte sich jedesmal, wenn der Sonnenuntergang über dem Padule Lungo das Wasser hell aufscheinen ließ, eine Hand um seinen Hals und drückte ihm die Luft ab. Mit einem Würgegriff, aus dem er sich nur mit dem Ruck eines einzigen Gedankens befreien konnte: mit der Überzeugung nämlich, daß seine Reise notwendig gewesen war. An dem roten Himmel, der vor dem Fenster die Ebene in Flammen legte, sah er in Sekundenschnelle noch einmal die mit Lernen und Diskussionen erfüllten Tage im Kreis seiner Schulkameraden vorüberziehen, seinen Cousin Salvatore, der sich Pisacane* angeschlossen hatte und von dem Bauern, den er hatte befreien sollen, mit einem Schuß in den Rücken getötet worden war, sah diesen neuen italienischen Staat, der im Norden entstanden war, doch in der ländlichen Gegend von Sapri nur durch seine gewalttätigen Soldaten in Erscheinung trat. Sein Vater war Gutsgehilfe auf dem Anwesen der Baroni Portillo und hatte sich dafür eingesetzt, daß sein Sohn Lehrer wurde, damit er die Mühen der schlechtbezahlten Plackerei derjenigen gar nicht erst kennenlernen mußte, die das Land bearbeiteten. Nach Sapri zum Studium, Tag für Tag ein Stück mit dem Pferd und dann weiter zu Fuß, um in den Büchern nach einem Weg zu suchen, der nicht zum Staub und zum Dreck des Bauernhofs führte, sondern zu Achtbarkeit

aufgrund eines Titels, eines Stücks Papier, auf dem in schöner, eines Akademikers würdigen Schnörkelschrift in Schwarz und Gold sein Name stand. Doch er schien anderes in den Büchern zu lesen. Oder besser gesagt, das, was er in den Büchern las, bestätigte seinen Eindruck, daß die Baroni Portillo mit ihren Atlaskleidern und ihren Kutschen nichts als hochfahrende Strohköpfe waren. Desgleichen die Myriaden von Lakaien, die sie auf die Jagd mitschleppten, wenn sie durch die Felder zogen. Desgleichen ihre Vasallen und sogar die Honoratioren von Sapri, die an ihren Lippen hingen, um ein Lächeln oder einen Gruß zu erhaschen, und die wesentlich höher geschätzt wurden als all die armen Teufel, die ihnen für ein Stück Brot das Land bestellten. Dann eines Tages hatte sein Freund Mannuzzu die Bücher eines deutschen Philosophen aus Neapel mitgebracht, der sich für das Schicksal der Armen interessierte, und gemeinsam hatten sie begonnen, sich mit anderen zu treffen und über Klassenkampf zu debattieren, über Ausbeutung der Bauern, über Leute, die Kapital anhäuften, indem sie von der Arbeit anderer profitierten. Er war für alle der Cousin vom Salvatore gewesen und die Freunde hatten sich mit jenem respektvollen Ton an ihn gewandt, den man jemandem schuldet, der über bestimmte Dinge schon Bescheid weiß. Diese Monate waren von grimmiger, beharrlicher und aufreibender Lektüre geprägt gewesen, so daß sein Vater, der ihn unentwegt über die Seiten gebeugt und in Gedanken versunken sah, schließlich an seiner Intelligenz zu zweifeln begann. Was um alles in der Welt, überlegte er, mochte das für eine Wissenschaft sein, die so knifflig und weitschweifig war, daß man sich damit die Augen verderben und um die Nachtruhe bringen mußte? Was gab es nur so Geheimnisvolles in der Bildung, daß man es in Büchern verstecken mußte, die groß wie Obstkisten und schwer wie Ziegelsteine waren? Manchmal stand er nachts auf und schlich zum Zimmer seines Sohnes, um zu sehen, wie er über den Tisch gebeugt im Licht einer Kerze Seite um Seite beschrieb und komplizierte Zeichnungen voller Zahlen aus Büchern kopierte, die von Leuten mit ausländischen Namen verfaßt waren. Daß sein Sohn und diese Studien etwas Sonderbares waren, wurde ihm am Tag der Diplomverleihung nach dem großen Fest bestätigt, zu dem er alle Bauern eingeladen hatte, um das Ereignis zu feiern; denn schließlich war es wirklich etwas Besonderes, daß einer von

ihnen, der Sohn eines einfachen Gutsgehilfen, bewiesen hatte, daß auch Landarbeiter Köpfchen haben. Trotzdem brachte sein so gebildeter Sohn angesichts der fröhlichen Mienen dieser armen Teufel, ihrer Glückwünsche und ihrer Heiterkeit nur ein paar verlegene Worte heraus, um sogleich zu entweichen und sich in seinem Zimmer zu verkriechen, wo er ihn, natürlich mit der Nase in den Büchern, spätnachts aufstöberte. »Weg mit den Büchern, du bist jetzt Lehrer und sollst feiern«, sagte er mit vom vielen Wein schwankender Stimme. In seiner frohgestimmten Phantasie sah er seinen Sohn in einem schicken Anzug, die Zeitung unterm Arm, in der Stadt die Hauptstraße entlangflanieren, während ihn die Passanten grüßten und ihm respektvoll zulächelten. Statt dessen kauerte dieser Sohn mit vom Lesen müden Augen auf dem Bett, schaute ihn freudlos an und sagte: »Ich bin noch lange kein Lehrer, Vater, und feiern werde ich erst, wenn die Landarbeiter, die unten wie die Dummköpfe herumschreien, auch gegen die Barone schreien und das Land einfordern, das sie bebauen und das nur dem gehört, der mit Spaten und Hacke sein Herz darin begräbt. Unterrichten ist kein Honiglecken«, fuhr er fort. »Dort draußen, in diesem neuen Italien, das die Piemontesen eigennützig errichtet haben, gibt es viel zu tun. Wissen Sie, Vater, ich werde Schreiben und Lesen unterrichten, ich werde den Menschen von morgen das Rechnen beibringen, damit sie die Welt so betrachten, wie sie von denen eingerichtet wurde, die den Ton angeben. Wir haben eine Zukunft, und wir haben eine Hoffnung: daß diesen Menschen ein Licht aufgeht und daß sie an der himmelschreienden Ungerechtigkeit rühren, die stets einen Gott, einen König, einen Baron oder einen Staat voraussetzt, der uns sagt, wie wir sind, der uns unter allen Umständen sagt, was wir zu tun haben, wie wir zu leben, zu sterben und zu denken haben. Wir müssen endlich die Augen öffnen, begreifen, aktiv werden. Italien, Neapel, Rom, Florenz, Genua, Mailand stehen vor der Tür, voller Menschen, die lesen, schreiben und rechnen lernen müssen, um nicht länger betrogen zu werden.« Der Vater verstand kein Wort, vielleicht lag es am Weinrausch, vielleicht auch an dem entschlossenen Ton, mit dem sein Sohn sich in dieser Nacht an ihn wandte, doch er spürte zum erstenmal, daß ihm etwas für immer entglitt und daß dieser auf dem Bett kauernde Junge schon nicht mehr zu ihm gehörte. Er war ein freigelassenes Kalb, ja, ein

Fohlen, das nur darauf wartete, schnell wie der Wind über die Ebene davonzupreschen. Der König und der Baron, Herren in Frack und Zylinder, und dann eine riesige Ebene voller Korn, und in dem Korn eine Stadt, die sich Neues Italien nannte, voller unbekannter Menschen, die eine perfekte, doch sinnlose Sprache sprachen. All das sah er im Bruchteil einer Sekunde und bekam es mit der Angst zu tun. An die Zukunft hatte er stets nur wie an einen wohlhabenden, geachteten Sohn gedacht, der Lehrer ist, und zwar in Sapri, denn schon Salerno wäre zuviel gewesen. Doch nun redete dieser Junge, der eben noch sein Sohn war, von Genua und Florenz, redete von Mailand, von Städten, die er selbst kaum dem Namen nach kannte, von einem Italien, das ausgerechnet auf ihn wartete, ihn, der sein Sohn war und der nun losziehen mußte, um zu unterrichten. Er schloß behutsam die Tür und ging, um nicht zu stören, mit langsamen Schritten zu seinem Schlafzimmer. Seine Frau erwartete ihn, an einen Rosenkranz geklammert, schon im Bett und brabbelte mit leuchtenden Augen und verzücktem Ausdruck demütige Gebete. In den Nebeln der Trunkenheit und in der Aufregung nach dem Gespräch mit seinem Sohn kam dem Mann dies alles wie ein lächerliches Abbild seines Lebens vor, angehalten zwischen dem Festlärm, der noch immer von unten durch das Haus dröhnte, und dem monotonen Gemurmel dieses Singsangs. Er wäre am liebsten davongelaufen, um die Müdigkeit und das Schwindelgefühl, das ihn taumeln ließ, zu besiegen, fort aus diesem Zimmer, vielleicht nach Mailand, vielleicht auch nur ans Meer, um ein Boot aufzutreiben und für immer aus dieser Gegend zu verschwinden. Sobald er ans Meer dachte, fiel ihm sein Neffe Salvatore ein, Salvatores Körper mit dem vom Schrot für die Wolfsjagd aufgerissenen Rücken. Er lag am Strand, die Arme vorgereckt, als wollte er ins Wasser springen, um zu fliehen, um schwimmend der Wut der Landarbeiter zu entkommen, die er hatte befreien wollen. Er sah seinen Neffen und hörte seinen neben dem zerfetzten Körper knienden Bruder weinen, schreien und Pisacane und die Revolutionäre verfluchen. Er hatte verstanden. Salvatore verschwand, und an seiner Stelle sah er seinen Jungen, schön, jung, mit dem Lehreddiplom in der Tasche und dem von einem Gewehrscuß zerrissenen Rücken. Denn so sieht das Ende eines Menschen aus, der die Welt verändern will, der die Gutsbesitzer durch die Landarbeiter ersetzen möchte und der bereitwillig seinen

Verstand, seinen Schlaf und seine Freiheit für die Freiheit der anderen opfert, verflucht soll sie sein. Er sah seinen Jungen totstarr ausgestreckt an einem Mailänder Strand, und Tränen traten ihm in die Augen. Die Stimme seiner Frau holte ihn ins Zimmer zurück, sie, die ihn sanft berührte. »Anto'«, fragte sie, »was machst du, weinst du? Freust du dich denn nicht?« Der Mann sah seine Frau an, doch eigentlich sahen seine Augen etwas in viel weiterer Ferne. »Wenn du wüßtest«, sagte er mit brüchiger Stimme, »wenn du wüßtest, wie traurig das Meer von Mailand ist...« Wie mit seinen Gefährten verabredet, sorgte der Maestro, als es soweit war, dafür, daß er nicht in der Nähe von Sapri als Lehrer eingesetzt wurde. Seinem Wunsch zu entsprechen war nicht schwer, da es im damaligen Italien, wo es noch an allem fehlte, gewiß nicht an Stellen für einen jungen, reiselustigen Lehrer mangelte. Der Plan seiner revolutionären kleinen Gruppe sah übrigens so aus: Sie wollten sich über das ganze Land verteilen und ihre Ideen weit weg von diesem Schlangennest verbreiten, das die Revolution niedergemetzelt hatte. Drei Lehrer, zwei Eisenbahner und ein aussichtsreicher Industriemechaniker verabschiedeten sich mit dem Versprechen, über einen intensiven Briefwechsel in Verbindung zu bleiben, sobald sie ihre Einsatzorte erreicht hätten. Der Tag würde kommen, an dem sie stärker und besser organisiert nach Hause zurückkehren könnten, um auch dort über soziale Gerechtigkeit und Freiheit zu reden. Das Leben in Colle erschien ihm von Anfang an anders als das harte Dasein, mit dem er es stets zu tun gehabt hatte. An Arbeit fehlte es ihm nicht, schließlich ist es keine Kleinigkeit, sich um dreißig Kinder zu kümmern, doch man hörte auf ihn und respektierte ihn, und ihm blieb genug Zeit für die Fortsetzung seiner Studien, zum Schreiben und zum Notieren seiner Eindrücke über die Menschen im Ort. Er beobachtete alles mit großer Aufmerksamkeit. Häufig stellte er Fragen unter dem Vorwand, die Familien besser kennenlernen zu wollen, und erkundigte sich nach der Art der Arbeit und nach der Behandlung der Beschäftigten. Von den Vorarbeitern ließ er sich zur Eisenbahn-Baustelle mitnehmen, um Bekanntschaft mit den Arbeitern zu schließen, und auch zu den Fischern unten am Padule Lungo und zur Ziegelbrennerei, wo die Steine für die neuen Häuser hergestellt wurden, die rings um den Bahnhof wie Pilze aus dem Boden schossen. Colle lebte in einer umfassenden

Aufbruchstimmung, der neue Ort wimmelte nur so von Arbeitern, die die Häuser hochzogen, neue Straßen absteckten und die Bahnstrecke verlängerten, während oben in der Altstadt die Kaufleute und Handwerker alles taten, um die Menschen im Sog dieser rasant vorangaloppierenden Zukunft mit Kleidung und Nahrung zu versorgen. An seinem Fenster mit Blick auf das Tal oder vor dem Haus an der Stadtmauer sitzend, verbrachte der Maestro viel Zeit damit, dieses Treiben zu beobachten, wobei er versuchte, die verborgenen Strömungen, Spannungen, Möglichkeiten und Perspektiven zu ergründen, und Theorien aufstellte, die er dann in seine Hefte schrieb und in den Büchern überprüfte. Der enorme Eifer schien ihm etwas Neues zu verkörpern, einen anderen Geist, den er, der in der ländlichen Gegend von Sapri aufgewachsen war, bestenfalls aus den Schilderungen von Marx oder Bakunin kannte. Von ihnen erfuhr er auch, daß dies nur ein Bruchteil menschlicher Arbeit war, gemessen an der unvorstellbaren Menge Arbeit, die die Menschen anderswo zu Hunderten in die Enge riesiger Fabriken zwang, um Fasern zu verweben oder Stahl zu gießen. Bisweilen überlief ihn dieser Gedanke wie ein kalter Schauer und nahm ihm den Atem. Er sah gigantische Konstruktionen voll wimmelnder Menschen vor sich, Sklaven einer Arbeit, deren Früchte nicht ihnen gehörten, verborgen in der Dunkelheit, begraben unter dem Qualm, betäubt vom Lärm, versunken in der Produktion eines gemeinsamen Schicksals harter Arbeit, das ihm wie ein gewaltiger und vollkommener Schmerz erschien. Darüber dachte der Maestro nach, er dachte auch dann noch an die Fabriken, wenn er durch die Felder ging, diese Schauplätze anderer schrecklicher Mühen, wiewohl sie in Colle in Form und Farbe strahlend waren. Gewiß, die Bauern und die armen Leute waren hier genauso arme Leute wie zu Hause in Sapri, doch ihre Gesichter waren weniger schroff und eher zu einem Lächeln bereit, als hätten die Schönheit der Landschaft und die Sanftheit der Hügel, die zu einer watteweichen Ebene abfielen, auch die Bewohner besänftigt und ihnen das Tor zum Leben weiter geöffnet, als es für die Menschen auf dem Gut der Portillos je geschehen war. Dazu die Farben, die rotbraune Erde, die dort, wo die Arbeit gepflegte Wiesen hatte entstehen lassen, grün gefleckt war, und das Gelb des Korns, das die Hänge erklimmte, und das blaue Wasser des Padule Lungo, das in der untergehenden Sonne golden

glitzerte. Sogar ihre Sprache hatte die Farbe der Wiesen, war sanfte Musik, der Klang einer Flöte oder einer Geige. Etwas breiter die Mundart oben in Colle Alto, voller elfsilbiger Rhythmen und fast schon in Versform; unregelmäßiger und unordentlicher zum Bahnhof hin, eine Mixtur von Menschen auf der Durchreise, die Tag für Tag kamen, um hier zu leben und zu arbeiten.